

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde  
**Band:** 90 (1970)

**Artikel:** Die Zürcher Arbeiterbewegung während des Ersten Weltkrieges  
**Autor:** Mattmüller, Markus  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-985599>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Zürcher Arbeiterbewegung während des Ersten Weltkrieges \*

Die Schweizergeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts ist noch weitgehend terra incognita. Auf Schritt und Tritt trifft der Forscher Zonen, die noch unbekannt sind, wenn er sich in irgendeinem Sektor über das schweizerische Geschehen informieren will. Deshalb ist wohl die Zeit noch nicht gekommen, in der man eine Gesamtdarstellung schreiben kann; zunächst muss in eingehender Arbeit die Geschichte einzelner Regionen und einzelner Probleme dargestellt werden. Die Geschichte der Zürcher Arbeiterbewegung ist ein solches Einzelgebiet; sie zeigt das Schicksal einer jener Unterschichten, welche in ihren Hoffnungen und Nöten, in ihren oft chaotisch anmutenden

\* 50 Jahre nach dem Generalstreik von 1918 haben Paul Schmid-Amman und Willy Gautschi die zu diesem Ereignis führende Entwicklung gründlich untersucht. Gleichzeitig wurde gerade auch ihre zürcherische Komponente im Rahmen einer Biographie von Leonhard Ragaz erhellt (M. Mattmüller, Leonhard Ragaz und der religiöse Sozialismus, Band II: Die Zeit des Ersten Weltkrieges und der Revolutionen. Zürich, EVZ-Verlag, 1968). Auf diese, wohl weniger bekannt gewordene Darstellung möchte der nachfolgende Abdruck eines am 27. November 1967 vor der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich gehaltenen Vortrages aufmerksam machen.

Die Redaktion dankt dem Basler Historiker dafür, dass er ihrem Wunsche entsprochen und sein Manuskript dem Taschenbuch überlassen hat. Ohne sich mit den Ergebnissen zu identifizieren, betrachtet sie seine Darstellung als wertvollen Diskussionsbeitrag. Sollte er Widerspruch herausfordern, so würden wir das für fruchtbarer halten als eine nur scheinbare Angleichung der Standpunkte.

Auf die Beigabe von Anmerkungen wurde verzichtet; kann sich doch der Leser anhand der durch Register gut erschlossenen Ragaz-Biographie leicht über die Einzelheiten unterrichten.

Strömungen einen Historiker wohl faszinieren kann und die überdies bekanntlich für den Verlauf der Schweizergeschichte nicht unwichtig gewesen ist. Wenn man aber die dramatischen Vorgänge wirklich historisch darstellen will, darf man nicht erst im November 1918 einsetzen und die Fragen von dort rückwärts stellen, sondern man muss sie aus den für später konstitutiven gemeinsamen Erlebnissen der Zürcher Arbeiter in der Zeit von 1912 und 1914 her verfolgen. Am Anfang stehen zwei Ereignisse des Jahres 1912, nämlich der lokale Generalstreik vom Juli und der Internationale Sozialistenkongress vom November.

Der eintägige Generalstreik vom 12. Juli 1912 war die Demonstration gegen ein Streikpostenverbot, das der Regierungsrat erlassen hatte. Es ist bekannt, dass eine Reihe von führenden Sozialdemokraten der Stadt damals den Streikbeschluss nicht gerne gesehen und nur nolens volens mitgemacht hat. Der Streikbeschluss wurde von einer plötzlichen Volksstimmung in der Versammlung der Zürcher Arbeiter-Union durchgesetzt, die reaktiv auf das Streikpostenverbot des Regierungsrats einsetzte. Man muss sich klar sein, dass die Idee des Generalstreiks noch jung war und von Kreisen in die Diskussion geworfen wurde, die den offiziellen sozialistischen Führern nicht eben sympathisch waren: Die Generalstreikslosung ist bekanntlich im französischen Syndikalismus der 1890er Jahre gewachsen und hat sich von Frankreich aus langsam auf dem Wege der gewerkschaftlichen Milieus nach Norditalien, der Schweiz, Belgien und den Niederlanden ausgebreitet. Greulich, schon in der Ersten Internationale ein Feind der Anarchisten, die er noch auf dem Zürcher Kongress der Zweiten Internationale Anno 1893 mit Gewalt aus dem Tonhallsaal schaffen lassen musste, war nicht der Mann, einer anarchistischen Losung nachzugeben. Die anderen lokalen Parteiführer waren ähnlich gestimmt und haben den Beschluss zum Generalstreik nicht gerne gesehen. Es musste ihnen irgendwie auch klar sein, dass revolutionäre Streiks in einem Lande mit allgemeinem und gleichem Stimmrecht nicht ganz am Platze waren; das verhielt sich doch anders als in Spanien, Belgien oder Italien, wo solche Aktionen eben weitgehend die einzige Ausdrucksmöglichkeit für die Arbeiter waren. Fritz Brupbacher hat denn auch erzählt, dass sich die eigentlichen Koryphäen der Partei nicht gerne bei diesem Streik hätten behaften lassen. Es ging ihnen dabei aber gleich wie Leonhard Ragaz, der damals noch gar nicht Sozialist gewesen ist. Vor dem Streik hatte sich der Theologieprofessor kritisch geäußert: «In einer Stadt, wo die Sozialdemo-

kratie nächstens die Mehrheit besitzen wird, gibt es andere Mittel, solchem Unrecht (das heisst dem Verbot des Streikpostenstellens) zu begegnen.» Aber nach dem Militäraufgebot, als Truppen aus bäuerlichen Gebieten das Volkshaus Aussersihl militärisch besetzten und als er hinter einem Militärkordon diesem Schauspiel zuschaute, hat sich Ragaz doch mit den Arbeitern wiederum identifizieren müssen: «Wenn Tausende von Arbeitern, die bisher keine Antimilitaristen waren, künftig keine Uniform mehr ansehen mögen, dann soll man sich nicht wundern.» Das schrieb Ragaz in einem Moment, in welchem er noch weit weg von seinem späteren Antimilitarismus gewesen ist. Und ähnlich ist es vielen gemässigten Sozialisten gegangen: Jener Antimilitarismus, welcher im Weltkrieg immer wieder in der Arbeiterschaft aufgetaucht ist, ist zum nicht geringen Teil ein Affekt, der in den Arbeitskämpfen der Vorkriegszeit entstanden ist, bei denen häufig durch die kantonalen Regierungen die Standestruppen aufgeboden wurden. In Zürich hat das Truppenaufgebot vom Juli 1912 die gemässigten Sozialisten der Richtung Pflüger, Sigg, Greulich mit dem linken Flügel integriert, so dass nachher auch diese Gemässigten den Streik akzeptierten. Der Einsatz von Militär gegen Streikende musste ja auf die Arbeiter doch so wirken, als ob man sie aus der nationalen Gemeinschaft ausstosse. Ragaz, den ich hier nochmals zitieren möchte, war ein leidenschaftlicher Schweizer wie wenige und hat das nachher im Weltkrieg wahrhaft deutlich genug bewiesen. Er realisierte aber dieses Militäraufgebot gerade vom nationalen Standpunkt aus, wenn er schrieb: «Dieses Zusammenwirken von Kapital, Militär, Patriotismus gegen die Arbeiterschaft – so musste das Ganze sich notwendig darstellen – erschien als Bankrott des schweizerischen Staatsgedankens. Das kann man auch anderwärts.» Er meinte, die schweizerische Solidarität hätte eine andere Form des Gesprächs zwischen Eidgenossen hervorbringen sollen. Ich untersuche hier nicht, welche Gründe die Zürcher Regierung zum Truppenaufgebot gehabt hat – man fürchtete offenbar eine ungezügelte Revolte –, sondern ich möchte nur die Geistesverfassung jener Leute der anderen Seite darstellen, die für die Haltung im Kriege dann so bezeichnend geworden ist. Es lässt sich bei manchen der Schmerz darüber feststellen, dass man sie wie schlechte Schweizer mit einer Demonstration der Waffengewalt anging. Das hat zweifellos dem nationalen Empfinden dieser Leute nicht gut getan – es ist aber eine Tatsache, dass sehr viele schweizerische Sozialisten sehr schweizerisch empfunden haben und gerade darum unter solchen Krisen in ihrem nationalen Solidari-

tätsgefühl gelitten haben. Das betrifft vor allem den ganzen Grütli-  
flügel des schweizerischen Sozialismus.

Das andere konstitutive Ereignis des Jahres 1912 war jener Kongress der Sozialistischen Internationale, welcher im November in Basel stattfand. Er hat bekanntlich den Zweck gehabt, gegen den eben ausgebrochenen Balkankrieg zu demonstrieren und den Willen der europäischen Arbeiterbewegung kundzutun, gegen einen Krieg aktiv aufzutreten. Hermann Greulich und Robert Grimm, der zürcherische Nationalrat, haben auf ihm gesprochen, und Greulich hat gerade dort ein Bekenntnis zur schweizerischen Nation abgelegt, der er sich überzeugt zurechnete: «Ich denke, dass die Internationale nicht anational und nicht unnational sei», sagte er bei jener Friedensdemonstration im Münster wörtlich, und er pries die Landesverteidigung des Kleinstaates als wuchtigen Protest gegen den Krieg. Wenn man die Beschlüsse dieses Basler Friedenskongresses interpretiert, schaut nicht eben viel heraus: Eine eigentliche konzertierte Aktion gegen den drohenden Weltkrieg wurde ja nicht beschlossen, sondern man liess den einzelnen Landesparteien freie Hand für die geeigneten Massnahmen im Kriegsfall. Das war eine Taktik, die in den Informationsschwierigkeiten der Augusttage 1914 deutlich zum Scheitern verurteilt war. Die weitergehenden Pläne, so der eines allgemeinen Streiks gegen den Krieg, drangen nicht durch. Aber die historische Bedeutung des Basler Kongresses liegt gar nicht in diesen taktisch-praktischen Entschlüssen: Entscheidend war ein psychisches Erlebnis, welches eine ganze Generation der europäischen Arbeiterführer empfangen und das sich auch den sozialistischen Massen mitgeteilt hat: Nirgends ist in der Geschichte der Arbeiterinternationale die internationale Solidarität so deutlich dargestellt worden, und nirgends ist das Zusammengehören der Arbeiter gegen eine allfällige Kriegspolitik der Regierungen so nachhaltig manifestiert worden. Das zeigt sich von links bis rechts in der Arbeiterbewegung: Von Lenin bis zu den englischen Fabiern, von Greulich bis zu Brupbacher hat das Erlebnis der «Schwüre von Basel» tiefe Spuren hinterlassen. Es war eben nicht ein Geschehen in der Sphäre der Ideologie und Parteitaktik, sondern eines in jener Tiefe des Gefühls, in welcher Mythen entstehen.

Die Internationale war fortan für die Sozialisten die grosse Friedenshoffnung. Als sich im Juni und Juli 1914 die schwarzen Wolken über Europa zusammenzogen, schauten alle diese Leute nach einer rettenden Aktion der Internationale aus, und es gibt in der Tat eine

ganze Reihe von hochherzigen Versuchen, den Frieden in letzter Stunde durch sozialistische Aktionen zu retten. Besonders tragisch war dabei das Schicksal des englischen Parteiführers James Keir Hardie, der ein überzeugter christlicher Sozialist war, welcher in letzter Stunde im britischen Parlament gegen den Krieg gestimmt hat und nach seinem Misserfolg in die schottischen Kohlendistrikte reiste, um einen grossen Streik gegen den Krieg zu entfesseln. Nach dem Fehlschlag dieser Hoffnung brach Keir Hardie zusammen, und kurz nachher starb der Neunundfünfzigjährige als gebrochener Mann. Einen ähnlichen Zusammenbruch haben damals viele ehrliche Sozialisten erlebt. Der Entscheid der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion in Berlin, sich hinter den Kaiser und den Krieg zu stellen, war der Hauptschock, der sie damals fast umgeworfen hat. Greulich sagte am 3. September 1914 an einer Notstandskundgebung der Zürcher Arbeiterunion: «Das, was wir als Ideal glaubten in die weitesten Kreise des Proletariates gebracht zu haben, das Ideal der Völkerverbrüderung und der Völkersolidarität, sehen wir zerschellen wie ein gläsernes Gefäss. Auch Sozialisten treten einander mit nationalen Gefühlen als Mörder entgegen.» Und der sonst eher schnoddrige linkssozialistische Arzt Fritz Brupbacher schrieb voll Erschütterung in sein Tagebuch: «Internationaler Sozialismus ist wie vom Erdboden verschwunden. Jedermann hat Gefühl von Ohnmacht im Sehen und im Handeln.» Wenn sich die Zürcher Arbeiter ein Bild über die verworrene Lage machen wollten, wurden sie zunächst durch ihre eigene Presse recht eigentlich im Stiche gelassen: Im «Volksrecht» übernahm zunächst der eine Redaktor, Emil Hauth, ein Deutscher, einfach die Thesen der deutschen Sozialdemokratie, indem er den Abwehrkrieg Deutschlands gegen den zaristischen Absolutismus billigte, und erst nach dem Einfall in Belgien und der Beschiesung Löwens nahm der zweite Redaktor, Johann Sigg, eine etwas andere Haltung ein: «Die Parole Deutschlands in diesem Krieg sollte Kampf gegen halbasiatische Barbarei sein, und der Krieg gerade weckte nun die Barbarei in Westeuropa.» Man merkt in der sozialistischen Presse der Schweiz in jenen Tagen deutlich jene Ohnmacht im Sehen und im Handeln, welche Brupbacher festgestellt hatte.

Bei alledem ist eines unverkennbar: Die schweizerische Sozialdemokratie, welche sich vor dem Kriege zwischen internationaler Solidarität und nationaler Zugehörigkeit hin- und hergerissen gefühlt hatte, trat nun zunächst in eine Phase der eindeutigen Identifikation mit der offiziellen schweizerischen Politik ein. Das sieht man deutlich

am Verhalten ihrer Nationalratsfraktion, die der Zürcher Greulich präsidiert hat. Alle Sozialdemokraten ausser den beiden Welschen Naine und Graber haben damals dem Vollmachtenbeschluss zugestimmt, und zwar, mit Greulichs Worten, «Der Not gehorchend, die das ganze Volk zu einigem Handeln aufruft.» Mehr noch: Es spricht alles dafür, dass die Mehrzahl der Fraktionsmitglieder sich dem bundesrätlichen Wunsch gebeugt und in der Generalwahl für Wille gestimmt hat, für den Bundesrat Müller in der Fraktionssitzung eingetreten war. Greulich hat wohl die Situation treffend gekennzeichnet, wenn er wenige Wochen später rückblickend sagte: «In jenem Moment wehte ein solcher Geist durch die Bundesversammlung, dass man glauben konnte, wir seien nun wirklich ein einiges Volk.» Diese Haltung der schweizerischen Solidarität in einer Notlage führte dazu, dass man sich bei den Nationalratswahlen vom Herbst 1914 auf einen Burgfrieden einigte und nicht kämpfte, sondern eine Absprache über die Wahrung des bisherigen Besitzstandes traf. Es führte aber auch dazu, dass sich das einzige in der ganzen deutschsprachigen Schweiz gelesene sozialistische Blatt im September für eine Überwindung des Grabens zwischen Deutschschweizern und Romands in die Schanze schlug: Im «Grütlianer» erschienen Leonhard Ragaz' bahnbrechende Aufsätze «Die Schweiz im Weltbrand» und riefen einem weiten Echo in der Arbeiterpresse. Ich habe den Eindruck, die schweizerischen Sozialisten hätten im 20. Jahrhundert nie vorher so dezidiert national empfunden wie in den ersten Kriegsmonaten. Das konnte ihnen übrigens auch nicht schwer fallen, denn sie waren ja im Gegensatz zu ihren französischen und deutschen Genossen in der glücklichen Lage, dass die Betonung der nationalen Zugehörigkeit für sie nicht einen Gegensatz zu internationalem Solidaritätsempfinden bedeuten musste.

Während sie also als Schweizer ihrer Haltung ziemlich sicher blieben, waren sie als Sozialisten um so unsicherer. Als solche mussten sie danach trachten, mit dem Schock fertig zu werden, dass ihr Ideal der Völkerverbrüderung zerschellt war. Die Aufgabe, sich in dieser neuen geistigen Situation zurechtzufinden, war dadurch erschwert, dass die eigentlichen Arbeiterführer keine Zeit hatten. Sie mussten für die vielen Arbeitslosen der ersten Kriegsmonate eintreten und Notstandsaktionen unternehmen, und zwar in einer Zeit, in der sehr viele gewerkschaftliche Funktionäre nicht zur Verfügung standen, weil sie schweizerischen oder ausländischen Militärdienst leisteten. Die sozialdemokratische Mitgliedschaft Industriequartier zum Bei-

spiel hatte 450 Mitglieder; von diesen waren im September 1914 59 arbeitslos und 119 standen im Militärdienst; das gibt zusammen fast 39 Prozent, die durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen wurden. Darum vollzog sich die Meinungsbildung nicht in der sozialistischen Presse und nicht in den Parteigremien, sondern in einigen besonderen Zirkeln der Partei.

Die drei Gremien, in denen sich die interessantesten Versuche zur geistigen Bewältigung der Lage abgespielt haben, waren die Sozialistische Jugendorganisation, der Arbeiterbildungsverein «Eintracht» und der Sozialistische Abstinenterbund. Sie erfassten Personenkreise, die sich teilweise überdeckten; zum Teil aber hatte jeder Verein seine ausschliesslichen Stammgäste. Es ist Pfarrer Hans Bader in Ausserrihl gewesen, welcher die Orientierungsnot der Zürcher Sozialisten zuerst bemerkte und den Sozialistischen Abstinenterbund zum Forum prinzipieller Diskussionen machte. Auf diesen Diskussionen erschienen auch die von Willy Münzenberg angeführten sogenannten Jungburschen, und es erschienen die linken Leute aus dem Verein «Eintracht» mit Fritz Brupbacher und seinem Freunde Max Tobler an der Spitze. Dort bildete sich schon Ende August ein Personenkreis, der nun für mindestens ein Jahr zusammenhielt und den wir der Einfachheit halber als die «frühe Zürcher Linke» bezeichnen wollen. Diese Leute unterschieden sich von der bisherigen Partei-Oligarchie dadurch, dass sie die nationale Wendung der deutschen und französischen Sozialdemokratie nicht zu entschuldigen suchten, sondern von einem geistigen Zusammenbruch des sozialistischen Ideals sprachen. Jetzt gelte es, neu nach den Grundlagen zu suchen, auf denen der Sozialismus von dieser Katastrophe genesen könne. Diese Fragestellung ist zunächst das einzige Gemeinsame der sonst recht heterogenen Gruppe gewesen. Ragaz sagte in einer Diskussion des Sozialistischen Abstinenterbundes: «Eine Bewegung, die plötzlich so ihre heiligsten Ideale verleugnet, wird nicht mehr ernst genommen. Es ist ihr das Rückgrat gebrochen.» Und Brupbacher meinte auf seine Weise dasselbe, wenn er losbrach: «Als die Arbeiterschaft spontan nicht zum Sozialismus und zu der Revolution, sondern zum Sozialpatriotismus gekommen war, verfluchte unsereiner den Gott, den er angebetet, die Arbeiterschaft und den Sozialismus, stund mit leeren Händen und mit leerem Kopf da.» Solche Äusserungen gab es bei allen Leuten dieser ersten Zürcher Linken; einzig Fritz Platten hatte eine Hoffnung, die sich wie ein erraticer Block ausnimmt: «Der nationalistische Ton wird, sobald die Not grösser wird, einem revolu-

tionären Stimmungsumschwung Platz machen.» Vielleicht stammt dieser erratische Block aus der Ideenwelt Lenins: Ende August versammelten sich einige der bolschewistischen Emigranten im Bremgarter Wald bei Bern und akzeptierten Lenins Thesen über den Krieg, in denen er die folgenschwere Lehre von der Ausnützung des Krieges für die soziale Revolution als erster formuliert hat. Man muss aber immer vor Augen behalten, dass Revolution und Klassenkampf damals von den schweizerischen Sozialisten immer nur in Beziehung auf die ihnen so nahestehende deutsche und die französische Arbeiterbewegung gesehen wurden und niemand daran dachte, sie auf die Schweiz anzuwenden.

In den ersten Septembertagen kam Trotzki in Zürich an. Brupbacher hat ihn und Ragaz am gleichen Abend kennengelernt. Trotzki hatte manche Enttäuschung hinter sich; der Mann, welcher den Fehlschlag der Revolution von 1905 überlebt hatte, liess sich nicht so leicht deprimieren. Er stand damals noch nicht bei Lenin und hat dessen These von der revolutionären Ausnützung des Krieges erst später übernommen. Trotzki hat bekanntlich nachmals über die schweizerische Arbeiterbewegung im Krieg gespottet: «Die Schweiz war eine Widerspiegelung von Deutschland und Frankreich, nur in... gemildertem und auch kleinerem Masstabe. Zur vollständigen Anschaulichkeit sassen im Schweizer Parlament zwei sozialistische Deputierte mit gleichem Namen und Vornamen: Johann Sigg aus Zürich und Jean Sigg aus Genf, Johann ein wütender Germanophile und Jean ein noch wütenderer Frankophile. Das war der Schweizer Spiegel der Internationale.» Aber Trotzki hat sich Mühe gegeben, diesen chaotischen Leuten bei der Orientierung zu helfen. Er hielt in der «Eintracht» ein Referat, das Schule machte und die internationalen Gesichtspunkte wieder ins Spiel brachte. Seine These war, das Proletariat müsse bald den Frieden erwirken, und zwar ohne Kriegskontributionen und Annexionen, auf der Basis des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen. Am Ende werde es um die Vereinigten Staaten Europas gehen. Ein so idealistisches, internationalistisches Bild hat Trotzki im Oktober am Neumarkt vorgetragen! Die frühe Zürcher Linke stimmte ihm mit einiger Begeisterung zu, und Leonhard Ragaz hat sich sogar der Mühe unterzogen, dem deutschen Manuskript der Trotzki'schen Rede einige stilistische Sicherheit zu verleihen.

Als der Russe im November Zürich und die Schweiz verliess, um nach Paris zu gehen, war die frühe Zürcher Linke bereits eine Macht

in der Sozialdemokratie der Stadt. Sie hat sich auf dem ersten Schweizerischen Parteitag im Krieg, im Oktober in Bern, zugunsten einer Resolution eingesetzt, die der Nationalratsfraktion die Ablehnung des Budgets zur Pflicht machen wollte, die aber auf dem Parteitag nicht durchdrang. Nicht dass diese Leute für eine Abrüstung der Schweiz, für einen einseitigen Verzicht auf die Landesverteidigung gewesen wären. Sie wollten sich aber angesichts des europäischen Geschehens mit jenen Kreisen solidarisieren, die gegen die Kriegspolitik ihrer Länder auftraten, mit Karl Liebknecht in Deutschland und Pierre Monatte in Frankreich. Charles Naine, der eigenwillige Jurassier, hat das so formuliert: Man wolle die schmutzige Aufgabe der Landesverteidigung den Bürgerlichen überlassen, damit sich das Proletariat mit reinen Händen an die Aufgabe machen könne, den Frieden zu bauen. Während aber auf dem Schweizerischen Parteitag die Frage nicht entschieden wurde, haben in Zürich im Dezember 1914 die Leute der frühen Zürcher Linken eine Resolution durchgesetzt, welche den unbedingten Kampf gegen jeden Militarismus forderte und der Nationalratsfraktion die Budgetverweigerung zur Pflicht machen wollte. Zum ersten Male hatte damit die frühe Zürcher Linke die Mehrheit der Zürcher Arbeiterbewegung hinter sich. Ihre Ideologie lässt sich nicht leicht fassen. Primär war die Ablehnung des Burgfriedens – aber eher des deutschen als des schweizerischen. Der schweizerische Burgfriede war nur insofern interessant, als man nicht gut gleichzeitig gegen den Nationalismus der Deutschen sprechen und in der Schweiz die Militärkredite bewilligen konnte. Der Zürcher Linken waren offenbar die internationalen Friedensfragen wichtiger als die schweizerische Politik. Aber das alles war recht unklar, mit vielen Zwischentönen. Man war sich, offen gestanden, nicht ganz schlüssig über das, was zu tun sei, und schrie nach einem Ausdruck des eigenen diffusen Friedenswillens; man fand diesen dann im ersten besten Ansatzpunkt, das heisst in der Forderung einer Budgetverweigerung durch den Nationalrat. Die Zürcher Linke war mehr eine Einheit der Verzweiflung und des Aktionswillens als eine Gruppe mit klaren politischen Zielen.

Die frühe Zürcher Linke hat sich schon im Oktober 1914 formiert und ist im Dezember bereits in der stadtzürcherischen Partei durchgedrungen. Mindestens eine linke Gruppe der Partei war damit wieder in einer Verfassung, bei der der sozialistische Internationalismus das Gefühl der nationalen Solidarität überwog. Was hatte dazu geführt? Man bedenke, dass sozusagen alle diese Leute im August noch

die nationale Haltung eingenommen hatten. Die Antwort kann nicht zu einfach sein. Es scheint sich um einen recht komplizierten Prozess gehandelt zu haben. Zunächst spielte dabei die wirtschaftliche Entwicklung eine grosse Rolle. Robert Grimm, der zwar nicht mehr in Zürich wohnte, aber immerhin Zürich im Nationalrat vertrat, hat schon im September eine Wendung vollzogen. Er stellte die ungenügende Unterstützung der Wehrmannsfamilien, die Hamsterkäufe und die Exmissionen zahlungsunfähiger Mieter durch die Hauseigentümer fest und rief aus: «So äussert sich auf der ganzen Linie der kapitalistische Klassenegoismus! Wenn wir während des Krieges so wenig allgemeiner Solidarität begegnen, was mag nachher erst eintreten?» Das ist einer der Gründe, warum die Sozialisten den im August geschlossenen Burgfrieden verlassen wollten: Sie empfanden den harten Egoismus der oberen Schichten stärker als die nationale Solidarität in der gemeinsamen Gefahr. Dazu kamen die Auswirkungen der militärischen Instruktion in den ersten Kriegsmonaten. Die Armee wurde sehr straff exerziert; in den sozialistischen Blättern finden sich häufig Berichte über sogenannte «Soldatenschindereien». Das liess den in den Streikaktionen der Vorkriegszeit entstandenen spezifischen Arbeiter-Antimilitarismus wieder wachsen. Und endlich spürten bereits viele Familien das Fehlen einer funktionierenden Erwerbsersatzordnung. Mit dem Sold des mobilisierten Arbeiters konnte seine Familie nicht auskommen. Nimmt man dazu die am Kriegsanfang einsetzende markante Arbeitslosigkeit, so erkennt man den Hintergrund für die Tatsache, dass die Arbeiter Zürichs so bald vom Gefühl der nationalen Solidarität abkamen.

Dass sie nun aber noch kein eindeutiges internationalistisches Ideal formulieren konnten, ist klar ersichtlich. Das grosse Ideal einer kriegsverhütenden Internationale war ja im August 1914 mit schrecklicher Deutlichkeit zerbrochen. So hatte die frühe Zürcher Linke zunächst eine recht chaotische Ideologie, und die differenzierteren unter den Zürcher Sozialisten – einige Grütlianer, Greulich, Ragaz – haben das gemerkt. Viele suchten nach einer Klärung. So bildete sich im Winter 1914/15 eine freie Diskussionsgruppe, die sich selbst als «Sozialistische Gesellschaft» bezeichnete und die nach neuen geistigen Grundlagen für die Sozialdemokratie suchte. Ihre beiden Führer waren Fritz Brupbacher, der sie den «Geistigen Hochgebirgsklub» nannte, und Leonhard Ragaz; zur Anhängerschaft gehörten nicht nur die Religiös-Sozialen – vor allem Jean Mathieu, Hans Bader und Ragaz – sowie der Kreis um Brupbacher, sondern auch die Jung-

burschen Willy Münzenbergs. Diese jungen Leute waren bald nach dem Kriegsbeginn stark unter den Einfluss von Ragaz geraten; Münzenberg schreibt in seinen Erinnerungen: «Wir gingen fast in alle Versammlungen, in denen Ragaz sprach, organisierten selbst Versammlungen, für die wir ihn als Redner gewannen, und öffneten ihm den Raum der ‚Freien Jugend‘. Als Mittel, um in Zukunft ähnliche Katastrophen zu verhindern, feierte Ragaz den sozialistischen Geist, die sozialistische Seele in all ihrer Macht und Tiefe.» Was die Jungburschen an Ragaz ansprach, war sein Eingeständnis der sozialistischen Katastrophe und der Ernst, mit dem er nach neuen, nun eben idealistischen Grundlagen suchte, nachdem der materialistische Sozialismus versagt hatte. Als sich zu Ostern 1915 in Bern die Delegierten der sozialistischen Jugendinternationale trafen, nahmen die Leute um Münzenberg dort eine Haltung ein, mit der sie solchen Ideen zu genügen glaubten: Sie vertraten eine Resolution, wonach die kriegführenden Nationen eine Entwaffnung durchführen sollten. Damit stand Münzenberg damals noch gegen Lenin; Lenins Gefolgsleute auf der Berner Jugendkonferenz forderten das Gegenteil, nämlich die revolutionäre Bewaffnung des Proletariates: Die Arbeiter sollten die ihnen für den Krieg gegebenen Waffen akzeptieren und später zur Revolution brauchen. Daraus erkennt man die seltsame Konstellation, dass die Führung der sozialistischen Jugend der Schweiz im ersten Kriegsjahr mit Ragaz und gegen Lenin ging.

Die Geschichte der erwähnten «Sozialistischen Gesellschaft» in Zürich ist nur kurz. Der Verein schuf eine sehr seltsame Wochenzeitung, «Der Revoluzzer», welche in erster Linie von den Religiös-Sozialen finanziert wurde. Redaktor war Hans Heinrich Itschner, ein vom Anarcho-Syndikalismus herkommender junger Mann. Weil viele Leser über das «Volksrecht» enttäuscht waren, hatte dieses Blatt zunächst einen ziemlich grossen Erfolg. Anfänglich vertrat es einen markanten Internationalismus, aber Brupbachers individualistischer Nihilismus gewann von Woche zu Woche mehr die Oberhand. Die frühen Dadaisten – Hugo Ball, Emmi Hennings, Richard Huelsenbeck – haben daran mitgearbeitet. Typisch für den Stil ist ein Gedicht, welches den «Volksrecht»-Redaktor Sigg visitierte und von Brupbacher schon in der ersten Nummer veröffentlicht wurde:

«War Antimilitarist / Steckte Fahne in Mist.  
Haben mich eingesperrt / Heimgekehrt.  
Nationalrat ersessen / Antimilitarismus vergessen.»

Schon von der zweiten Nummer an arbeiteten die Religiös-Sozialen nicht mehr mit, und im Winter 1915/16 haben sie sich offiziell vom «Revoluzzer» abgesetzt. Der frivole Stil Brupbachers ging ihnen auf die Nerven; sie wollten seriöser reden und handeln. So zerfiel die frühe Zürcher Linke. Die Jungburschen haben nun eine Zeitlang zwischen Ragaz und Brupbacher hin- und hergeschwankt; wo sie am Ende landeten, soll später erzählt werden.

Inzwischen sammelte sich eine neue linkssozialistische Gruppierung in einem viel weiteren Rahmen als dem zürcherischen. Am 5. September 1915 begann in Bern eine Internationale Sozialistische Konferenz, welche Robert Grimm einberufen hatte und die von Bern aus nach Zimmerwald dislozierte. Grimm war aber, wie die neuesten Forschungen zeigen, nicht der Vater dieser Idee; sie stammte vom russischen Menschewisten Julius Martow, und Grimm hatte sich bloss mit der ihm eigenen Geschicklichkeit an die Spitze der Bewegung zu stellen verstanden. Die Zimmerwalder Konferenz bedeutet auch nicht, wie das gelegentlich behauptet worden ist, den Sieg Lenins in der sozialistischen Welt, denn Lenin blieb in Zimmerwald mit seiner Fraktion in der Minderheit. Die Konferenz folgte vielmehr einer ideologischen Gruppe, welche nicht die Leninsche These einer revolutionären Ausnützung des Krieges aufnahm, sondern den Frieden um jeden Preis durchsetzen wollte. Der englische Forscher George D.H. Cole sagt sehr mit Recht: «Sie suchten den Krieg zu beenden und nicht ihn zur Auslösung der Weltrevolution auszunützen.» Die bedeutende niederländische Dichterin Henriette Roland-Holst hat richtig erfasst, dass eigentlich ein religiöser Impuls die Leute in Zimmerwald beseelte: «Zimmerwald war die Liebe zu allen, die ihr menschliches Gefühl bewahrt hatten. Damals war es mir nicht bewusst, dass jenes Gefühl, das mich vorwärtstrieb, ein religiöses Gefühl war.» Auch die Resolutionen von Zimmerwald enthalten eine mit religiöser Inbrunst empfundene Auffassung von der Bruderschaft der Menschen, besonders der Sozialisten, und nicht eine Aufforderung zur Weltrevolution. Die dort anwesenden deutschen und französischen Parlamentarier, Merrheim, Bourderon, Hoffmann und Ledebour, gaben eine gemeinsame Erklärung heraus: «Dieser Krieg ist nicht unser Krieg. Wir erklären, dass wir das nahe Ende dieses Krieges durch einen nahen Frieden wollen, der keine Nation vergewaltigt.» Man darf Zimmerwald nicht schief sehen, indem man die Entwicklung zur Komintern schon auf diesen Zeitpunkt zurückprojiziert.

Das Zimmerwalder Manifest ist in Zürich lebhaft diskutiert worden. Greulich sprach im Oktober auf einer städtischen Parteiversammlung dagegen, dass man sich mit Zimmerwald identifiziere. Aber er lehnte nicht den Inhalt des Manifestes ab, sondern bloss die Zusammensetzung der Konferenz. In der Tat hatten in Zimmerwald nur Delegierte von Parteiminderheiten teilgenommen, nicht offizielle Delegierte der europäischen sozialistischen Parteien, und Greulich fürchtete ein weiteres Auseinanderfallen der sozialistischen Bewegung, wenn man solche Fraktionskonferenzen sanktionierte. Er unterlag aber; Fritz Platten und Ernst Nobs traten ihm entgegen, und die grosse Mehrheit der Zürcher Sozialisten wollte sich hinter Zimmerwald stellen. Denn der Friedensschluss deutscher und französischer Sozialisten war ein so eindrückliches Symbol, dass dagegen Greulichs taktische Überlegungen nicht aufkamen. Ähnlich hat sich die Diskussion über Zimmerwald im November auf dem Schweizerischen Parteitag abgespielt. Gegen den Willen des Parteivorstandes identifizierte sich das Parteivolk mit Zimmerwald. Man kann also feststellen, dass der Parteitagsbeschluss von 1915 einen Sieg der internationalistischen jungen Partielite – Grimm, Nobs, Platten, Münzenberg – über die alte – Sigg, Greulich, Pflüger – bedeutet hat.

Inzwischen war nun Lenin mit seiner Auffassung auch am Horizont der Zürcher Arbeiterbewegung erschienen. Sein Einfallstor in Zürich wurde die sozialistische Jugendorganisation, die auf dem Internationalen Kongress der Jugendorganisationen noch gegen ihn gestimmt hatte. Lenin, der bis im Februar 1916 seine Aktionen von Bern aus unternahm, war sich wohl bald darüber klar, dass die Gruppe Münzenbergs, die im Kriege sehr stark gewachsen war, für ihn eine wichtige Unterstützung bedeuten konnte. Er scheint aber auch rasch erkannt zu haben, dass er sich gegen den Einfluss der religiösen Sozialisten stellen musste, wenn er die Jungen gewinnen wollte. Dass es in der Schweizer Sozialdemokratie eine Reihe von gläubigen Christen, ja von Theologen gab, war ihm völlig unverständlich. Schon im Dezember 1914 hatte er in seinem russisch erscheinenden Exilblatt «Sozialdemokrat» mit grossem Erstaunen die «Neuen Wege» zur Kenntnis genommen, welche den sozialistischen Protest gegen den Krieg ausdrückten. Lenin wusste sich kaum zu fassen vor Verwunderung darüber, dass «gottgläubige Philister» oder «kleinbürgerliche christliche Demokraten», wie er sich ausdrückte, in der geistigen Krise des Krieges besser standgehalten hätten als zum Beispiel die hochorthodoxen deutschen Marxisten vom Gefolge Kauts-

kys. Nachher begann er bald um die Jungen zu werben, und da kreuzte sich sein Einfluss mit dem der religiös-sozialen Pfarrer. Wann genau er Münzenberg zu beeinflussen begann, ist nicht klar, aber es dürfte im Januar 1916 gewesen sein. (Münzenberg datiert in seiner Autobiographie alles um ein Jahr zu früh.) Auf einem Schweizerischen Jugendtag im April 1916 wurden einige religiös-soziale Studenten aus dem Zentralvorstand der Jungburschen verdrängt. Ungefähr gleichzeitig wandten sich die Jungen von der Parole der Entwaffnung ab und forderten die revolutionäre Bewaffnung. So heisst es in ihrem Blatte: «Der Gedanke ‚Entwaffnung‘ ist nichts anderes als ein philanthropisches Hirngespinnst, welches schädlich ist für das Wachsen des Klassenbewusstseins des Proletariates.» In dieser Zeit ist Lenin denn auch aus Bern nach Zürich übergesiedelt, und zwar am 10. oder 11. Februar 1916. Im Niederlassungsgesuch gab er wohl an, er müsse in den Zürcher Bibliotheken arbeiten; eigentlich aber ging es ihm darum, seinen Einfluss auf die Jungburschen zu vergrössern. Seine Frau, die Krupskaja, nennt als ersten Grund für die Übersiedlung, dass es in Zürich viel revolutionär gesinnte Jugend aus allen Ländern gegeben habe. In den 15 Monaten von Lenins Zürcher Aufenthalt war sein Kontakt mit dieser Jugend auf jeden Fall intensiv; Münzenbergs Memoiren geben darüber klaren Aufschluss, und dort steht auch eine bezeichnende Kapitelüberschrift: «Lenin heilt uns von der Religion». Man kennt in der Tat eine Reihe von weiteren Äusserungen Lenins aus seiner Schweizer Zeit, in denen er ohne Namensnennung gegen die weinerlichen Sozialpfaffen wettet, die die Arbeiterschaft von der Gewaltanwendung abhalten wollten.

Ragaz und Lenin haben sich nie persönlich gesprochen; einmal sasssen sie an einer Parteiversammlung zufällig nebeneinander. Aber es ist bedeutsam, dass sich schon in dieser frühen Zeit im Krieg die Wege des religiösen Sozialismus und des Bolschewismus einmal auf so bedeutsame Art und Weise gekreuzt haben. Lenin war für revolutionäre Gewaltanwendung, Ragaz gegen jede Gewalt. Die zwei Prinzipien ertrugen einander nicht: Nach dem Krieg sind es die religiösen Sozialisten gewesen, die an vorderster Front den Kampf gegen einen Anschluss der schweizerischen Sozialdemokratie an die Komintern geführt haben, und der denkwürdige Entscheid in der Urabstimmung vom September 1919 ist nicht zum geringsten Teil ihr Erfolg gewesen.

Seitdem die Jungburschen leninistisch geworden waren, vollendete sich der Desintegrationsprozess der frühen Zürcher Linken. Die

Anarchisten segelten wiederum in ihrem individualistisch-nihilistischen Fahrwasser, die religiösen Sozialisten gingen ihre eigenen Wege, die Jungburschen feierten die Entdeckung der bolschewistischen Taktik mit vielen Aufsätzen Lenins und Radeks in ihrer Zeitung. 1916 schon, ein Jahr vor den russischen Revolutionen, vollzog sich in Zürich eine neue Frontbildung. Auf die Seite der alten Parteioligarchie traten nun bald auch die religiösen Sozialisten, weil sie früh die gewaltmässige Signatur im Bolschewismus erkannten und sich lieber mit den demokratischen Elementen der Rechten solidarisierten. Lenin konnte in Zürich nicht nur auf die sichere Gefolgschaft Münzenbergs zählen, sondern auch auf einen informellen Kreis weiterer Einzelpersonlichkeiten in der Sozialdemokratischen Partei. Wer von den Koryphäen dazugehört hat, ist im einzelnen sehr schwer zu entscheiden. Bei Platten ist man sicher; bei Nobs wird die Sache schon schwieriger. Er hat später glaubwürdig bestritten, zum sogenannten «Kegelklub» gehört zu haben, also zu jener bolschewistischen Gruppe, welche gleichsam mit Kegelkugeln die Führer der Parteirechten umzuwerfen versuchte. Man nennt diese Leute die linken Zimmerwalder, weil ja die Ansichten Lenins auf der Zimmerwalder Konferenz in der Minderheit geblieben waren. Wie weit ihr Einfluss im Jahre 1916 in Zürich ging, ist nicht leicht zu fassen. Ich glaube, dass er bisher übertrieben worden ist, und zwar sowohl von Heinz Egger als auch von Kurt Müller, also von links wie von rechts. In den Protokollen des städtischen Parteivorstandes macht sich erst spät ein Einfluss dieser Ideen bemerkbar, und er wird nicht dominant. Niemand sprach dort vom Übergang zur revolutionären Bewaffnung in der Schweiz, aber fast alle von der Reaktivierung des Klassenkampfes. Ist das nun Aufnahme Leninscher Vorstellungen oder einfach Erbitterung über die wachsende soziale Notlage? Niemand dachte an eine eigentliche Entwaffnung der Schweiz, an eine Demobilisation der Armee im Krieg, aber fast allgemein war die Rede davon, die sozialistischen Parlamentarier hätten nun ein für allemal die Kredite für die Landesverteidigung abzulehnen. War das nun ernstgemeinter Antimilitarismus oder eine Primitivreaktion oder einfach ein Versuch, mit den Aktionen Liebknechts in Deutschland Schritt zu halten? Eine Antwort lässt sich nur finden, wenn man die einzelnen Versammlungen der zürcherischen Partei sorgfältig verfolgt und analysiert, und es kann gewiss nicht eine einheitliche Antwort sein, sondern es wird sich um die Feststellung von vielen Strömungen und von deren relativem Gewicht handeln.

Am 11. Juli 1916 diskutierte man über die schweizerische Landesverteidigung. Grimm war herbeigereist und stellte fest: «Die Erfahrungen des Krieges haben unsere Ansichten über den Wert der Landesverteidigung geläutert. Auch heute noch würde ja die Masse unserer Parteigenossen jedem Aufgebot ohne weiteres Folge leisten und uns im Stiche lassen.» Grimm glaubte also an das Fortbestehen der Solidaritätsgesinnung aus den ersten Kriegstagen. Die Zürcher Parteiversammlung fasste bloss eine Kompromissresolution, die von der Nationalratsfraktion eine Verstärkung des Klassenkampfes forderte, und was konnte das nicht alles heissen! Im November 1916 beschloss der Schweizerische Parteitag, sich auf die Losung des proletarischen Pazifismus festzulegen, aber man wusste ebensowenig, was man damit wollte, ja man verschob die Besprechung der Militärfrage auf einen speziellen Parteitag; im Zürcher Parteivorstand sagte damals ein Redner: «Unsere Leute sind nach meiner Meinung so stark vom Vaterland eingenommen, dass ein eventueller Beschluss der Verweigerung der Vaterlandsverteidigung nur eine ganz kleine Wirkung auslösen würde.» Selbst Ernst Nobs äusserte im November 1916: «Meiner Ansicht nach sind wir immer antimilitaristischer hingestellt worden, als wir eigentlich sind und waren. Ohne Zweifel würden die Arbeiter bei einem Angriff auf die Schweiz auch bei uns marschieren.» Deshalb war nicht nur die Rechte der Partei, sondern es waren auch markante Leute der Mitte wie die zitierten Nobs und Grimm der Meinung, man sollte über die Militärfrage lieber erst nach dem Ende des Krieges sprechen. Es kam zu einer wilden Debatte über den Zeitpunkt des sogenannten «Militärparteitages», in welche auch Lenin eingriff, indem er die «Geschichte einer kleinen Periode einer sozialistischen Partei» schrieb. Die Zürcher Partei stellte sich zunächst in einem Zufallsentscheid gegen den Willen ihres Präsidenten Nobs auf die Seite derjenigen, die den Parteitag sofort durchführen wollten; in der nächsten Sitzung wurden aber wieder Beschlüsse gefasst, die diesem Kurs zuwiderliefen. Das beweist, dass sich die Führer der Linken – Platten und Münzenberg mit Bronski und Lenin im Hintergrund auf der einen Seite, Greulich, Pflüger, Sigg und auch Nobs auf der anderen – ihren taktischen Kampf lieferten, dass aber die Massen des Parteivolkes dieser Auseinandersetzung ziemlich unentschieden gegenüberstanden; je nach der Zusammensetzung der Parteiversammlungen konnte der Entscheid bald so, bald anders fallen. Einmal kam es so weit, dass Greulich verzweifelte und sein Nationalratsmandat niederlegen wollte; aber dann eilte ihm wieder Grimm zu Hilfe und

suchte die Parteispaltung zu verhindern, indem er für die Verschiebung des «Militärparteitages» eintrat. Die Lage war so weit verschärft, dass eine grundsätzliche Auseinandersetzung über die Militärfrage die Partei schon jetzt zerrissen hätte, wie es die Frage des Bolschewismus im Jahre 1920 schliesslich getan hat.

Als man im Juni 1917 den vielberufenen «Schweizerischen Militärparteitag» dann wirklich abhielt, haben offensichtlich viele der Beteiligten mehr die Frage der Parteieinheit vor Augen gehabt als die Sachfrage der schweizerischen Landesverteidigung. Der Entscheid, der dort gefasst wurde, ist einmal mehr gekennzeichnet durch das Ausweichen von der schweizerischen Fragestellung auf die Solidarisierung mit der Politik ausländischer Parteigruppen. Die angenommene Resolution sagt: «Der Parteitag erklärt sich solidarisch mit den Internationalisten aller Länder, die durch die Fortführung des Klassenkampfes die Stellung ihrer Regierungen zu untergraben versuchen und durch Entfaltung der Revolution dem Kriege ein Ende bereiten und einem sozialistischen Frieden die Bahn brechen wollen.» Diese Formulierung bezog sich ja doch wohl auf die Parteien im Ausland, die allein durch Revolution dem Krieg ein Ende bereiten konnten. Für die Schweiz blieb man – wohl bewusst – äusserst unklar, indem man einfach die «Verschärfung des grundsätzlichen Kampfes gegen Militarismus, Chauvinismus und Nationalismus» verlangte. Und als später im Juni 1917 neun sozialistische Nationalräte unter der Führung Greulichs öffentlich erklärten, sie würden nicht gegen die Kredite stimmen, hat sie niemand deswegen gekränkt; soweit sie wieder kandidierten, wurden alle im Herbst bei den Nationalratswahlen gut gewählt. Die Partei wirkte in Zürich und im ganzen Lande uneinheitlich und zerrissen, aber wann immer ein wirklicher Entscheid angerufen wurde, fiel er eher für die Rechte als für die Linke aus.

In eine so wirre Situation platzte im März die Kunde von der russischen Februarrevolution. Das «Volksrecht» nahm sie zunächst recht begeistert auf. Doch schon am nächsten Tage korrigierte der Russe Bronski, indem er den bürgerlichen Charakter der Revolution nachzuweisen versuchte und sie als die schändlichste aller Komödien bezeichnete. Im Mai 1917 fuhren die russischen Revolutionäre über Deutschland nach ihrer Heimat, und Platten hat nicht nur die Verhandlungen mit dem deutschen Gesandten geführt, sondern diese Transporte auch persönlich begleitet. Lenins berühmter «Abschiedsbrief an die Schweizer Arbeiter» gibt interessanterweise ziemlich

genau Auskunft über jenen Bezirk der Zürcher Sozialisten, den er als seine Gefolgschaft betrachtet hat. Es heisst dort: «Wir haben solidarisch mit jenen revolutionären Sozialdemokraten der Schweiz zusammengearbeitet, die sich zum Teil um die Zeitschrift ‚Freie Jugend‘ gruppierten.» Aber auf dieses «zum Teil» folgt kein anderer Teil, und eine sorgfältige Analyse zeigt, dass Lenin ausser den Zürcher Jungburschen nur noch die Jungburschen im Neuenburger Jura sowie die Nationalräte Graber und Naine gemeint hat. Lenin setzt sich in diesem Schriftstück ja auch deutlich ab, und zwar nicht nur von der Zürcher Rechten – von ihr fast noch weniger –, sondern speziell auch vom sogenannten Zentrum der Partei: Robert Grimm, Friedrich Schneider und Jacques Schmid werden namentlich angegriffen, und das betraf doch wohl auch Nobs, der in diesen Monaten am nächsten bei ihnen stand.

Nach der Abreise der Russen entspannte sich die Lage in Zürich. Jene Leute, die an der Bildung einer neuen Zürcher Linken gearbeitet hatten, waren entweder als Heimkehrer oder doch als Reisebegleiter abwesend. Von der Linken blieben nur Münzenberg und seine Jungburschen zurück, dazu, wie immer, im Hintergrund Brupbacher und seine Anhänger. Erst im Oktober 1917 belebten sich diese Kreise wieder einigermaßen, und zwar ging dieses Mal die Aktivität von der anarchosyndikalistischen Gruppe aus, die in einer nicht leicht überblickbaren persönlichen Beziehung zu Brupbacher stand. Im Oktober – aber noch vor der Kunde von der zweiten russischen Revolution, die für den Westen ja in den November fiel – begann in Zürich eine neue Zeitung in der Tradition des schon lange eingegangenen «Revoluzzers» zu erscheinen: die «Forderung», welche im Untertitel «Organ für sozialistische Endzielpolitik» hiess. Die eigentlich führenden Männer dieser Zeitung und ihrer nun bald sehr wichtig werdenden Gruppe waren Hans Heinrich Itschner, früher schon Redaktor des «Revoluzzer», der Holzarbeiter Jakob Herzog und der Württemberger Schreiner Anton Waibel. Diese Gruppe ist oft für bolschewistisch gehalten worden, war es aber nicht, wie ein Blick auf ihre frühe Programmatik zeigt: Sie verlangten die Übernahme der Fabriken durch die Arbeiter, und das ist eine Idee des französischen Anarchosyndikalismus, mit dem in der Tat alle diese Leute Verbindungen hatten. Diese ihre alte Lieblingsidee war natürlich durch die russischen Sowjets aktualisiert worden. Folgerichtig wollte man als Kampfmittel den revolutionären Generalstreik ausrufen; denn auch diese Losung ist in den revolutionären Gewerkschaftsmilieus in

Frankreich von Pelloutier und Briand in den 1890er Jahren geformt worden. Es lässt sich nachweisen, dass der Kreis um die «Forderung» in einer starken Spannung zu Münzenberg und den Leitern der Sozialistischen Jugend stand; die Differenz betraf die Haltung zum Staat und persönliche Rivalitäten. Interessant ist es, zu sehen, dass viele Anarchisten, auch solche von gewaltloser Gesinnung, zunächst vom Beispiel der russischen Arbeiter- und Soldatenräte fasziniert gewesen sind: Ihnen schien darin ein föderalistisches Leitbild verwirklicht zu sein, ein neuer staatsloser Gesellschaftsaufbau von den primären Gemeinschaften her, wie ihn Pierre Joseph Proudhon anno 1864 in seinem «Principe fédératif» konzipiert hatte, einem Buche, mit dem alle Anarchisten gross geworden waren.

Im November 1917 spielten sich die dramatischen Unruhen in Aussersihl ab, von denen nun zum Schluss noch gesprochen werden soll. Es muss beachtet werden, dass diese Geschehnisse nicht von den schon formierten Linksgruppen, den Jungburschen und der Gruppe «Forderung», ausgelöst worden sind, sondern von den beiden isoliert arbeitenden Pazifisten Max Dätwyler und Max Rotter, die schon seit längerer Zeit immer wieder Strassenversammlungen abhielten. Ihnen ging es zunächst um die Einstellung der auch in Zürich auf Hochtouren laufenden Waffenproduktion in der Schweiz. Dätwyler und Rotter beriefen auf den 15. November 1917 eine Versammlung ins Volkshaus am Helvetiaplatz ein, um – ermutigt durch die Kunde von der russischen Oktoberrevolution – vom Bundesrat diplomatische Schritte für einen Waffenstillstand zu fordern. Weil die Massen der Arbeiter in der Stadt durch die Nachrichten aus Deutschland sehr erregt waren, kamen viele Menschen, und man musste die Versammlung im Freien abhalten. Nachher zog die Menge zu einer Maschinenfabrik, die in Nachtschicht Granatzünder herstellte, warf einige Scheiben ein und erzwang die Schliessung des Betriebes für diese Nacht. Damit begann eine Reihe von aufregenden Nächten, die als Novemberunruhen in die Geschichte eingegangen sind. Der Anfang war so harmlos wie möglich, eine Kundgebung, wie sie Dätwyler schon so oft abgehalten hatte und seither immer wieder abgehalten hat. Aber da die Massen durch die russischen Geschehnisse sensibilisiert waren, hatte er plötzlich grossen Zulauf gefunden. Nach dem ersten Erfolg wollten Dätwyler und Rotter das heisse Eisen schmieden und beriefen auf den nächsten Abend eine neue Kundgebung ein. Nochmals sprach Dätwyler am 16. November vom Brunnenrand am Helvetiaplatz aus. Doch nun erschien die Polizei und wollte ihn

gefesselt abführen. Das war der entscheidende Moment; denn an diesem zweiten Abend waren auch die Forderungsleute auf dem Platz und suchten die zweifellos nicht organisierte Menge zur Aktion hinzureissen; die Ausnützung jeder spontan entstandenen Volksbewegung für die Zwecke der Revolution gehört ins alte Inventar der anarchosyndikalistischen Kampfmittel. Es geschah aber einstweilen noch nicht mehr, als dass einige Leute ihre Fäuste gegen die Polizisten erhoben, welche Dätwyler abführten. Itschner rief die Anwesenden auf, am nächsten Abend Waffen mitzubringen. Die Instanzen der Sozialdemokratischen Partei, welche gleichzeitig im Innern des Volkshauses eine Sitzung abhielten, fanden die ganze Aktion Dätwylers unsinnig, aber sie ärgerten sich darüber, dass die Polizei dem Pazifisten die Versammlungs- und Redefreiheit beschränken wollte. Dennoch ging auch dieser zweite Abend ohne Schaden vorbei. Noch hatte sich kein einziger Jungbursche aktiv an den Unruhen beteiligt, und von einem bolschewistischen Aufstand zu sprechen, wie das einige Historiker tun, entbehrt jeder Grundlage.

Erst nach diesen zwei Tagen, als Dätwyler in der Polizeikaserne im sicheren Gewahrsam sass, haben sich eigentliche Revolutionäre der Sache bemächtigt, aber wiederum keine Bolschewiki, sondern die Anarchosyndikalisten der Gruppe «Forderung». Sie beriefen in der folgenden Nacht eine dritte Versammlung auf den Helvetiaplatz ein, diesmal als Protestversammlung. Itschner stand dahinter. Es kam zunächst zu Ansprachen, sodann zu einem Zug vor die «Neue Zürcher Zeitung», mit deren Berichterstattung über die bisherigen Ereignisse man nicht zufrieden war. Unterwegs griffen einige Demonstranten mit Steinwürfen die Kreiswache IV der Polizei an, und der etwas deroutierte Polizeikommandant gab – wohl eher aus Schreck, denn aus überlegter Taktik – den Befehl zu einem Ausfall aus dem Gebäude der Wache. Hier fiel ein erster Schuss, der nach übereinstimmenden Aussagen beider Parteien von einem alten Manne abgefeuert wurde und einen Polizisten traf. Darauf folgten Barrikadenbau und Handgemenge. Um zehn Uhr nachts übernahm der militärische Platzkommandant den Oberbefehl, und erst gegen drei Uhr früh gab es Ruhe in den Strassen von Aussersihl. Die Ereignisse dieser wilden Nacht kosteten vier Personen das Leben, zwei Demonstranten, einem Polizeimann und einer Zuschauerin.

Der Ansatz zur Radikalisierung der Massen, der sich in den Ereignissen der Novembertage zeigt, lag in einem unklaren, latenten Bestreben, irgendwie auf die Vorgänge in Russland zu reagieren und

der sozialen Unzufriedenheit im Inland Ausdruck zu geben. Das Ganze verlief fast ohne Plan; einzig die Aufrufe der Pazifisten und später Itschners hatten die Leute zusammengebracht. Der Übergang von einer Versammlung von Schaulustigen zur Demonstration war fließend, wie auch der von den Demonstrationen zur Revolte. Möglicherweise hat das Eingreifen der Polizei mitgeholfen, diese zweite Grenze zu überschreiten – natürlich völlig unbeabsichtigterweise. Endlich hatte der Einsatz von Truppen die Stimmung zum Siedepunkt gebracht: das erinnerte an Truppenaufgebote in Streikzeiten. Man erhält so den Eindruck von ungeplanten, turbulenten, hin und her wogenden Volksversammlungen und einer traurigen Verflechtung von Umständen, die zu den Schiessereien führte. Von einem bolschewistischen Aufstande kann nur sprechen, wer die detaillierte Organisation und Massenföhrung in der russischen Oktoberrevolution nie zur Kenntnis genommen hat und wer den Bericht des Staatsanwaltes Brunner und das Verhörprotokoll Münzenbergs im Staatsarchiv nicht kennt.

Aber das Ereignis ist folgeschwer geworden. Es war die erste militärische Aktion in Zürich während des Krieges. Der Platzkommandant ergriff Massnahmen, welche die Arbeiter den «kleinen Belagerungszustand» nannten. Zum ersten Male war Blut geflossen. Das hatte die Auswirkung, dass die Dätwyler vorher eher feindlich gegenüberstehenden sozialistischen Parteiinstanzen nun doch irgendwie von aussen und innen mit der Aktion solidarisiert wurden: von aussen, indem man ihnen die Planung und die Schuld am Ganzen zuschob; von innen, indem die eigenen Leute verlangten, dass sie sich für die verfolgten Arbeiter einsetzten und die Provokation, die man im Auftreten der Polizei ungerechtfertigterweise sah, nicht hinnehmen sollten.

\*

An diesem Punkte möchte ich die breitere Darstellung abbrechen, weil die Hauptelemente der künftigen Verwicklung dargestellt sind. Ich habe in aller Überlegung die Frühzeit der Auseinandersetzungen in einiger Breite dargestellt, weil ich überzeugt bin, dass die psychologische Struktur der Arbeiter viel mehr als bisher beachtet werden muss, wenn man die Ereignisse wirklich klären will. Man muss auch in allem Ernst realisieren, dass die Zürcher Arbeiterschaft nicht eine einzige revolutionäre Masse gewesen ist, sondern dass sich in ihr sehr divergierende Strömungen bekämpft haben und dass es daneben eine

passive, recht grosse Menge von Unentschiedenen gegeben hat, die ziemlich zufällig bald der einen, bald der anderen Richtung zufließen. Es ist nicht ohne Tragik, dass man diesen heterogenen Charakter der Arbeiterbewegung nicht erkannt hat und ihr automatisch alle jene Äusserungen zurechnete, welche eine kleine Gruppe von wirklichen Revolutionären gelegentlich ausstieß. Diese undifferenzierte Kenntnis führte dann im November 1918 zu einer undifferenzierten Handlungsweise gegenüber den Zürcher Arbeitern.

Das tragische Geschehen vom November 1918 beruht also auf psychologischen Voraussetzungen, die schon im November 1917 bereit standen. Als man am 1. Oktober 1918 einen lokalen eintägigen Generalstreik ausrief, um die Bankbeamten zu unterstützen, hielten die Parteiinstanzen das Steuer noch fest in der Hand. Die Anarchosyndikalisten, die schon damals den eintägigen Generalstreik in einen unbeschränkten und damit revolutionären verwandeln wollten, wurden scharf gemassregelt. Einen Monat später ging es genau umgekehrt, als die Zürcher Arbeiterunion den Beschluss fasste, einen eintägigen Generalstreik nicht abubrechen, sondern auf unbeschränkte Zeit weiterzuführen. Im November 1918 haben Rechte und Linke, von Greulich bis zu Brupbacher, den Streikbeschluss gebilligt. Was hatte die an Strömungen so reiche Zürcher Arbeiterbewegung derart ungewöhnlich geeinigt? Die Antwort ist nach den heutigen Forschungsergebnissen leicht zu geben: Der integrierende Faktor war das von General Wille verfügte Truppenaufgebot für Zürich. Ich kann hier nicht darauf eingehen, welche Gründe der General gehabt hat, die Situation in Zürich für äusserst gefährlich zu halten – man hatte wieder einmal Bomben entdeckt, die aus deutschen Heeresbeständen stammten, und der Generalstreik vom 1. Oktober zugunsten der Bankbeamten hatte viele Leute erschreckt, aber man findet bei aller Forschung in den Akten der sozialistischen Gruppen, in den Tagebüchern der Sozialisten, im Bundesarchiv keinen Hinweis auf revolutionäre Vorbereitungen, wie sie immer behauptet worden sind. Man erhält den Eindruck, dass der Zürcher Regierungsrat und der General durch Falschmeldungen in eine Panik geraten waren und an einen unmittelbar bevorstehenden Aufstand glaubten. Die Tatsache, dass nun Zürich über Nacht mit Truppen besetzt wurde, erregte die Zürcher Arbeiter so, dass Linke und Rechte zusammenspannten und das damals weitgehend inaktive Oltener Komitee zu jenem eintägigen Generalstreik mitrissen, der nur den Rückzug der Truppen aus Zürich verlangte. Nachher, als man das nicht erreichte,

hat das Oltener Komitee nolens volens den unbefristeten Landesstreik ausgerufen; die Programmatik der neun Punkte ist erst in letzter Stunde zurechtgeschneidert worden. Diese Punkte stellen ja auch alles andere als ein revolutionäres Programm dar; es sind alte Anliegen der reformistischen Sozialdemokratie. Aber im ganzen Geschehen des Landesstreiks zeigt sich die Tragik, die der Forscher immer wieder empfindet, wenn er sich mit jenen Ereignissen abgibt: Man kannte sich auf beiden Seiten des Grabens nicht gut, man traute einander gegenseitig alles Üble zu, und es gab niemanden, der genauer nach dem eigentlichen Willen und den Gefühlen der Gegenseite fragte.

Darum sind die Ereignisse des Novembers 1918 zu einer tiefen Krise der eidgenössischen Solidarität geworden. Leonhard Ragaz, der damals nicht in vorderster Linie ins Geschehen einbezogen war, hat in einem bedeutenden Epilog zum Streik die Worte geschrieben, mit denen ich diese kursorische Darstellung abschliessen möchte: «Wir wollen nicht Unrecht tun. Es sei durchaus zugestanden, dass ein Teil unseres Bürgertums, und zwar der beste, in dieser Affäre aufrichtig für die bedrohte Demokratie gekämpft hat. Aber diese Kreise, denen wir alle Ehre zollen, haben nicht tief genug gesehen. Sie haben vergessen, dass man auf diese Weise den Bolschewismus mehr fördert als besiegt. Sie hatten Recht mit dem Hass gegen den Bolschewismus, aber sie nahmen die Perspektive falsch und sahen nicht, dass am Grunde dieses Kampfes der Gegensatz zwischen einer alten und einer neuen Welt lag. Nein, es war nicht der rechte Kampf gegen den Bolschewismus ... Aber wie wird er bekämpft? Natürlich nicht mit seinen Waffen, nicht mit Gewalt und Diktatur, mit Bajonetten und Maschinengewehren. Es muss ein Friede kommen, der wirklich eine Versöhnung sein kann. Es müssen Gotteskräfte die Macht der Hölle brechen und allüberall das Reich der Gewalt stürzen und das Reich der Freiheit aufrichten. So allein bekämpfen wir den Bolschewismus.»